1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger".

Nr. 72. Donnerstag den 26. März 1903. 18. Jahrgang.

Die Eintheilung des «Adler-Terrains» und die Lage des Städtischen Badhauses.

Nach den Erörterungen über diese Frage unter Berücksichtigung meiner durch Planskizzen veranschaulichten Bebauungsidee in Nr. 60 d. Bl. erübrigt es noch, den Nachweis zu führen, daß die Stadtgemeinde bei der Verwirklichung derselben in materieller Beziehung keine Einbuße erlitten, sondern namhafte Vortheile erzielt hätte.

Bei einer freibleibenden Frontlänge von 55 m. anstatt 17 m. des städt. Projekts, an der Langgasse, und der hierdurch erzielten schönen perspektivischen Ansicht des Badhaus-Neubaues nach dieser Verkehrsader habe ich anstelle der versteigerten 3 Bauplätze mit etwas über 73 □Ruthen einen großen Bauplatz für ein erstklassiges Hotel-Restaurant und Café mit 40 □Ruthen vorgesehen, Der Versteigerungserlös der 3 Bauplätze betrug à □Ruthe 15785 ℳ = 1159724 ℳ. Nach den in letzter Zeit in der Lang- und Webergasse stattgefundenen Grundstücks-Verkäufen z. B. Langgasse Nr. 43, 36 zur Krone, Webergasse 10 (vom Kranzplatz nicht zu reden) stellt sich aber der Durchschnittspreis pro □Ruthe auf mindestens 22000 ℳ.

In Anbetracht der sicheren hohen Rentabilitäts-Aussichten für den Hotelneubau setze ich daher die □Ruthe zu 20 000 ℳ mal 40 □Ruthen=800 000 ℳ fest. Da nach Abbruch der jetzt im Besitz der Stadtgemeinde befindlichen Badehäuser zum „Goldenen Brunnen" die Hofraithe des Herrn Herber, Hotel und Badhaus zur Krone, mit Vorderhaus u. Hintergebäude seitlich in einer Weise nach dem freien Zugangsterrain zum Badhaus-Neubau angeschnitten bezw. offen gelegt wird, welche keinen würdigen dauernden Zustand repräsentirt, so ist durch ein Kaufgeschäft mit Herrn Herber, jetzt dessen Rechtsnachfolger Herrn Ludwig Walther, wonach derselbe 10 □Ruthen von der Stadtgemeinde und das Recht für seinen sodann Eckhaus werdenden Neubau, Thür- Laden und Fensteröffnungen mit entsprechender Facaden-Entwickelung nach dem Badhaus, Vorgarten und dem Rundgang anzulegen erhält, 200 000 ℳ bezahlt, zusammen mit den vorerwähnten 800 000 ℳ = 1 000 000 ℳ.

Somit verbleibt im ungünstigsten Falle ein Restbetrag gegen den Versteigerungserlös der 3 Bauplätze von 159724 ℳ, was zu 4 Proz. Zinsen eine Summe von rund 6389 ℳ ergiebt. Dieser Summe steht jedoch eine weit größere Rentabilität des Badhauses nach meinem Projekt gegenüber: Die mit der Kochbrunnen u. Schützenhofquelle in 1. Cl. rangirende Adlerquelle liegt 1½ Meter höher wie die Straßen-Oberfläche der Langgasse. Dieselbe floß daher von jeher mit natürlichem Gefälle nach den Bädern des Adlers, des Goldnen Brunnens, und ebenso jetzt noch nach denjenigen der Krone ab.

Es ist dies der natürlichste und billigste Verlauf von dem größten Theil der hiesigen Thermalquellen und Quellenabläufe, daß die Badhaus- und Bäderfohlen so in Contact stehen, daß jede maschinelle Hebungsprozedur des Thermalwassers (Pumperei) für die in den Erdgeschossen od. Souterrains angelegten Bäder ausgeschlossen ist. Aus diesem Grunde sind daher in diesen Badhäusern die sogenannten Thermalwasser-Kühl-Reservoirs so in den Thermalwasserzuflüssen eingeschaltet (jetzt auch noch durch gemauerte Reservoirs im Adler), daß auch das den reinen Thermalwasserbädern zur Herabminderung des Wärmegrades derselben zuzusetzende Thermal-Kühl-Wasser direkt mit natürlichem Gefälle in die vertieften Badewannen abfließt.

Diese altbewährte Methode wird soeben auch in dem Neubau des Engels und Schwans, ein Badhausbetrieb, welcher durch die Verwerthung aller praktischen Neuerungen in der Thermalwasser-Technik am hiesigen Platze, zum Vortheil der Stadt, bahnbrechend wirken wird, zur Durchführung gebracht.

Durch die Etablirung dreier tiefen Bauplätze an der Langgasse, Abrückung des städt. Badhaus-Neubaues mit 83 m. Frontlänge an die 5—7 m. höhere Coulinstraße und der durch diese Höhen-Verhältnisse bedingten Höherlegung der Badhausfohle des Erdgeschosses wird hinfort die Adlerquelle keinen Tropfen Thermalwasser mehr zu Badezwecken freihändig hergeben, sondern das ganze Thermalwasser muß mit kostspieligem maschinellem Betrieb nach dem Berg-Badhaus und selbst nach den Bädern des Erdgeschosses überführt werden, anderfalls würde diese Sohle gegen die Coulinstraße zu tief in der Erde stecken.

Ich habe das Badhaus durch die Einschaltung eines vertieften Badhausgartens zwischen Badhaus-Rückfronte und Coulinstraße mehr nach der Langgasse, in der Nähe des Quellenursprungs belassen, wodurch es ohne jegliche Schwierigkeit möglich wurde, die neue Badhausfohle derart prächtig zum Adlerquellenwasserspiegel anzulegen, daß

1) das Thermalwasser nach sämmtlichen Bädern im Erdgeschoß freihändig abfließt, 2) in dem großen Vestibül-Raume des Badhaus-Neubaues für die ungünstige, kältere Jahreszeit ein direkter Zulauf von der Quelle und eine hierdurch mögliche Trinkkur etablirt werden konnte. Aehnlich wie in Bad Schwalbach an der Stahlquelle, jedoch nicht von so tiefer Stelle aus, wäre für den Kur- und Badhausbetrieb gewinnbringend, in diesem geschützten, mit milder Badhaus-Wärme geheizten Raume das ungequälte Thermalwasser, gepumptes mag ich persönlich nicht trinken, kredenzt werden. Dieser, nach meinem Projekt hygienische u. materielle Vortheil, der demjenigen aller städt. Badhäuser entspricht u. auch demjenigen des seitherigen Hotels und Badhauses zum Adler entsprechen würde, hätte auf alle Fälle aufrecht erhalten werden müssen. Die Druckleitungen für die Beförderung der Thermalwasser nach den Obergeschossen des Badhauses — unser städt. Leitungswasser besitzt eigene Druckhöhe — werden ohnehin in ihrer Anlage und im Betriebe noch Geld genug kosten, so daß man — um vorn für die Baulinie etwas an Geld einzuheimsen, was man hinten wieder doppelt ausgiebt — dieses auf alle Fälle hätte vermeiden sollen!

Ueber die bessere Verwerthung der städt. Plätze Ecke Coulinstraße-Kirchhofsgasse, Badhaus-Erholungs- und Restaurationsgarten, pachtkräftiger Römerthorschenke, verweise auf die herausgegangenen Artikel. Von dem 5 Morgen, 2 □Ruthen enthaltenden Adlerterrain, welches uns Herr Büdingen zu dem ritterhaft mäßigen Preis von 1 800 000 ℳ überlassen hat, für 73 □Ruthen, also annähernd ¾ Morgen, 1 159 724 ℳ herauszuschlagen, hatte die Stadtgemeinde nicht nöthig, da die neue Hochbau-Polizei-Verordnung für den Stadtkreis Wiesbaden, welche, wie ich vernehme, in Kürze herauskommen soll (1. April?), aus hygienischen Rücksichten die höchsten Anforderungen an eine ausgedehnte Bauweitläufigkeit an die Bürgerschaft stellt, bei welcher den privaten Grundbesitzern gegenüber weder der Fiscus, noch die Domaine, noch die Stadtgemeinde eine Ausnahmestellung besitzt.

Die zur Entlastung der Langgasse und besserer Verbindung der West- und Nordstadttheile erforderlichen Straßendurchführungen dürfen finanziell dem Adlerterrain, dessen seitherige mäßige Verbauung eine Luftzuführungswohlthat für die Innenstadt war, nicht aufgehalst werden. Die Vorlage eines General-Verwerthungsplanes des gesammten Adlerterrains hätte zu einer besseren Uebersicht geführt und wäre man im Interesse einer sozialen Ausgleichung und der minderbegüterten Klasse sowie unserer Jugend zu dem Resultate gekommen, die nicht wieder zu beseitigende Schwimmbadfrage mit und im Anschluß an die Badhausfrage endgültig zu lösen.

Es ist eine nackte Thatsache, daß zur Zeit noch kolossale Thermalwassermengen, die in städtischem Besitz sind (Brühbrunnenquelle etc.) noch unbenutzt in die öffentlichen Schmutzwasserkanäle rauschen. Verwerthe man dieses Thermalwasser und man wird neben seiner Heilwohlthat für ein badendes Publikum immense Summen Geldes erzielen, die meines Erachtens nur, und ausschließlich nur zur Hebung unserer Bade- und Trinkkur, der Verbesserung unserer balneologischen Einrichtungen, Förderung unseres Weltkurstadt-Berufes, zur nutzbringenden Verwendung gelangen dürfen!

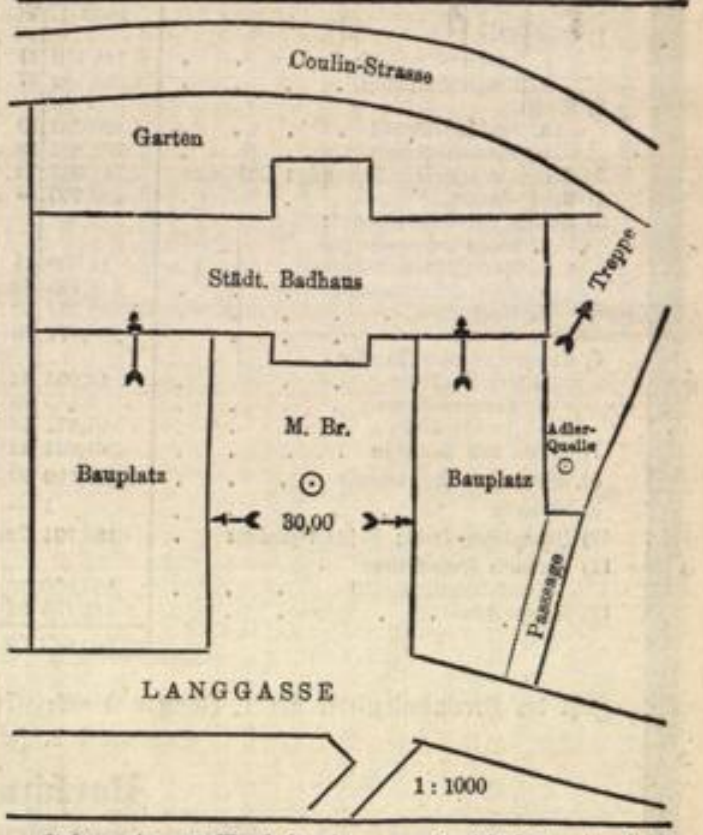
In aller Selbstlosigkeit habe ich diese Zeilen, gestützt auf langjährige von meinen Mitbürgern und der Stadtbehörde anerkannte gesundheitstechnische Thätigkeit geschrieben. Die an mich bis jetzt gelangten zahlreichen zustimmenden Zuschriften aus intelligenten Kreisen beweisen mir, daß ich kein todtes, sondern ein lebenskräftiges Thema angeschnitten habe; möge es auch noch im jetzigen Stadium, dem städtischen Badhaus-Projekt, dem Licht-, Luft- und Sonnen-Prinzip für den Neubau zu Gute kommen. Möge die breite Oeffentlichkeit bei derartigen, das Gemeinwohl berührenden Fragen obwalten, sie können nur dadurch gewinnen.

Und nun noch ein praktischer Einigungs-Vorschlag, der dem Resultate der stattgefundenen Versteigerung Rechnung trägt. Man greife doch zu dem Ei des Columbus, nach dem Rezepte des s. Zt. durch Marix und Genossen bei der Verwerthung des Schützenhofterrains eingewerthet worden ist. Man appellire an den Lokalpatriotismus der Steigerer. Man stelle denselben an Stelle der 3 im Einzel-Ausmaß doch ungenügend großen Bauplätzen, wovon zwei mit nur möglicher eingebauter Bauweise minderwerthig sind, zwei große Eckplätze zu gleicher Größe wie die 3 ersteigerten Bauplätze zur Verfügung!

Man erhält hierdurch das Versteigerungs-Resultat intakt, ja ich bin überzeugt, wenn man für jeden Bauplatz als Hotel mit je Verkaufsläden-Entwickelung auf beiden Straßenfronten und eine direkte Verbindung mit dem Badhause gestattet — der reelle Werth unter Brüder ist pro □Ruthe 20 000 ℳ — werden sich die Steigerer noch zu einem Aufgeld herbeilassen! —

Der Eckplatz rechts erhält eine in den Obergeschossen überbaute Passage nach der Adlerquelle, ein Rundgang kann sich um und in das städt. Badhaus im Garten desselben fortsetzen. Sämmtliche Thermalwasserbäder im Erdgeschoß des Badhauses werden sodann mit natürlichem Gefälle (ohne maschinelle Prozedur) gespeist und im Vestibül des Badhauses kann die Trinkkur auch im Winter stattfinden.

Statt einem Vorplatz von 14 Mtr., wie beim Schützenhof-Terrain, läßt sich ein solcher von 30 Meter Breite und 40 Meter Tiefe erzielen, der auch noch einen Monumentalbrunnen, gestiftet von einem unserer Dutzend Millionäre verträgt. Die kräftige von der Langgasse aus sichtbare Mittelparthie des Badhauses kommt zur Geltung und auch die Rückfacade desselben kann sich nach dem kühlen Badhaus Erholungs- und Restaurationsgarten günstig entwickeln. (Siehe Cliché.) *)



Gehen wir ans Werk, damit man uns nicht später durch die Ausführung eines Entwurfes, der nicht die Vaterschaft des Herrn Kgl. Baurath Genzmer besitzt, zu dem niemand Pathe gestanden haben will, nicht eines Abderiten-Streiches zeiht! Möge der Badhaus-Neubau, wenn ich demnächst nicht lokale, sondern allgemeine gesundheitstechnische Fragen durch meine „Technisch-hygienische Flugblätter" mit der Kopf-Clichéleiste, die am Eingang dieses Schlußartikels steht, verfasse, in dem Felde der aufsteigenden Sonne stehen, denn wo so constanter Zuzug ist, verlacht wird jeder Pessimist! —

Auf Anregung von betheiligter Seite hin habe ich nun noch dieses Projekt aufgestellt, welches dem Versteigerungsresultat und den hierdurch geschaffenen Verhältnissen Rechnung trägt, an meiner idealeren Lösung, illustrirt in Nr. 60 dieser Zeitung, reicht es jedoch nicht heran, es ist eben nur ein Compromißprojekt, entschieden aber immer noch besser als das jetzige städtische.

Möge S. M. der Kaiser, der in diesem Frühsommer od. später Wiesbaden besucht, sodann mit den Spitzen der Behörden einen Rundgang von dem freigelegten Römerbad auf dem Bauterrain des Engels und Schwans nach der historischen Heidenmauer und dem im römischen Stile errichteten Thor, das in lateinischen Lettern die Inschrift trägt:

ERBAVT 1902 GELEGENTLICH [DES]**) BEI DER ANLAGE DER COVLIN-STRASSE ERFOLGTEN DVRCHBRVCHS DER ALTEN ROEMISCHEN MAVER.

macht, wenn sein Blick auf das sonnige Gelände des Adler-Terrains fällt, — ihm sind diese Klarstellungen nicht fremd — bei den Erläuterungen über eine hygienische Verwerthung des Adlerterrains und der Erbauung des Badhauses der Stadt Wiesbaden durch die zuständigen leitenden Persönlichkeiten der Regierungsinstanzen anerkennen, daß über dem Ganzen ein glücklicher Stern obwalte.

Emil Schott.

*) Mit Vergnügen haben wir das Cliché aus unseren Setzkasten hergestellt, für alles Gute, Wahre und Schöne sind wir stets zu haben, aber wir hoffen, daß Sie, Herr Verfasser, uns auch ein Schwimmbad erkämpfen helfen!

**) Das Wort fehlt in der Inschrift. Der Setzer.

Besonders preiswerthe Façons!

Moderne Costumes:

Geisha-Blouse und Sacco. Solide Stoffe.

Moderne Sack-Jackets:

Schwarz, grau und mode, von **Mk. 15** an.

Grosse Auswahl! **Nur Ia Verarbeitung.**

Meyer-Schirg,

Kranzplatz. **Ecke Langgasse.**

Special-Geschäft in Damen- und Kinder-Confection. 9867

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger". *

Nr. 12. (2. Beilage.) Donnerstag, den 26. März. 1903

Verjährt.

Roman von Albert Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Fortsetzung.

„Ich danke" antwortete Mister Grant mit eisiger Kälte und stand auf. „Was geht mich Claus Kramer und das Detail an? Er wandte sich zur Thür.

„Ich werde Ihnen in möglichst kurzer Zeit berichten, vielleicht noch heute — spätestens morgen früh," bemerkte der Rechtsanwalt, indem er ihn zur Thür geleitete.

Beide schritten durchs Schreiberzimmer. Der Bureauvorsteher machte eine tiefe Verbeugung, als der „Millionär" an ihm vorbeiging. Mister Grant würdigte ihn keines Blickes.

Als Mister Grant am späteren Nachmittag in seinem Zimmer saß, überbrachte ihm ein Schreiber des Rechtsanwalts Thorbeck einen schweren Brief.

„Verflucht! Das ist ein Aderlaß!" rief Mister Grant aus, als er ihn durchgelesen hatte. „Auf so viel war ich nicht gefaßt. Und das soll ich zahlen? Was gehen mich Claus Kramers Schulden an? Er hat ja keine Schulden mehr. Alles verjährt. Warum denn bezahlen, was man nicht schuldig ist — sein Geld wegwerfen, das man im Schweiße seines Angesichtes auf anständige Weise verdient hat? Nein, nein, ein kleines Opfer hätt' ich schon gern gebracht — warum eigentlich? Bloß weil man einmal schlecht geschlafen und geträumt hat? Man hat doch schon das Spukhaus gekauft — und nun solch ein Opfer? Das ist zu viel. Ich werde ein armer Mann. Ja, ja, ein Opfer will ich bringen, aber leben will ich auch, gut leben, ich hab's durch saure Arbeit verdient — was nützt das schlechte Leben! Gut leben oder gar nicht. Nein, nein, das ist mir zu viel. Was geht mich Claus Kramer an! Ich zahle nichts — ich werde dem Rechtsanwalt sagen, ich müsse schleunigst abreisen, er möge sich nur direkt an Claus Kramer in Milwaukee wenden."

Er lachte heiser auf und wollte das Schriftstück zerreißen. Aber er legte es wieder vor sich hin und lachte plötzlich nicht mehr.

„Nein, nein — ich will doch zahlen. Ich hab's einmal versprochen. Ich will. Ein ehrlicher Mann hält sein Versprechen. Aber so viel? So furchtbar viel? Wie lange muß ich arbeiten, um das wieder zu verdienen! Die Leute müssen mit weniger zufrieden sein. Sie danken Gott, wenn sie überhaupt etwas bekommen. Das ist ja rein gefunden. Sie haben's längst abgeschrieben. Ja, ja, die Leute sollen eine Freude haben, ich will großmüthig sein. Aber sie müssen mit weniger zufrieden sein. Sie müssen rein quittiren. Rein, ganz rein. Dann kann man sagen: Claus Kramer ist ein ehrlicher Mensch, er hat die Schulden bezahlt, die längst verjährt waren — Claus Kramer ist ein anständiger Mensch — Claus Kramer ist ein guter Mensch. Er ist in seiner Jugend gestrauchelt, aber er hat alles wieder gut gemacht. Claus Kramer ist ein ausgezeichneter Mensch."

Und nun ging Mister Grant wieder gehobenen Schrittes durch sein Zimmer. Nun war er wieder der siegreiche Feldherr, der Triumphator. Dann öffnete er seinen Koffer und schellte. „Ich möchte Herrn Mengerßen selbst sprechen", sagte er zu dem eintretenden Kellner im Frack.

„Ich reise mit dem Abendzuge nach Berlin, mein lieber Herr Mengerßen" sagte er huldvoll zu dem Wirth. „Ich bin möglichst bald wieder hier. Bei der Deutschen Bank liegen Briefe und Telegramme für mich; ich habe in Berlin dringende Geschäfte zu erledigen. Briefe oder Telegramme für mich legen Sie mir aufs Zimmer. Und bitte, zählen Sie diese Noten hier nach. Sie nehmen sie in Ihr Verwahrsam, bis ich zurückkomme. Dies Empfangsbekenntniß unterschreiben Sie gütigst. So, ich danke. Dann wünsche ich auf meinem Zimmer zu speisen." Das Empfangsbekenntniß steckte er in sein Portefeuille, und Herr Mengerßen verließ das Zimmer. Es war ihm gar nicht besonders angenehm, eine solche große Summe fremden Geldes bei sich aufzubewahren, aber er konnte es seinem vornehmen Gast ja nicht abschlagen und beschloß zur größeren Sicherheit, niemandem, selbst nicht seiner Frau zu verrathen, was Mister Grant ihm anvertraut.

Den Herren vom Stammtisch erzählte er, daß sein Gast mit dem Abendzuge nach Berlin reise, aber bald zurückkomme.

„Wenn er nur wiederkommt", meckerte der kleine, malitiöse Stadtsekretär, und alles lachte. Nur Rechtsanwalt Thorbeck blieb ernsthaft.

„Er nicht wiederkommen?" entgegnete Herr Mengerßen. „Er kommt gewiß wieder. Er hat mir ja sein ganzes Vermögen zur Aufbewahrung übergeben. Berge von Banknoten. Nun begreif ich's, daß er das Geld immer mit vollen Händen ausgibt. Es hat für ihn ja wohl gar keinen Werth! Ein Krösus ist er."

„Hm", machte der Rechtsanwalt Thorbeck, that einen guten Zug aus seinem Krug und zündete sich eine neue Cigarre an.

17. Capitel.

Herr Mengerßen hatte eine schwere Geduldsprobe zu bestehen, denn Mister Grant kam immer noch nicht aus Berlin zurück, und Herr Mengerßen wurde von Tag zu Tag unruhiger über den Schatz den er zu bewahren hatte. Mehrmals revidirte er täglich seinen Geldschrank und vergewisserte sich, daß die Banknoten noch vorhanden waren: Nachts nahm er sie mit sich in sein Schlafzimmer, denn seine Frau war war ja selbstverständlich schon viel eher in das große Geheimniß eingeweiht worden, als er es am Stammtisch ausposaunt hatte. Er glaubte die Spannung kaum noch ertragen zu können, als endlich glücklicherweise Mister Grant wieder eintraf. Amerikanische Briefe lagen für ihn bereit, Geschäftsberichte orientirten ihn über alles Wissenswerthe und überzeugten ihn, daß die große Weizenspekulation des Hauses Grant, Pollet und Myers Aussicht auf einen kolossalen Gewinn bot.

Sein erster Gang führte ihn zum Rechtsanwalt Thorbeck, und er erfuhr daß seine Geldsendung von Berlin eingetroffen war, und daß schon eine ganze Anzahl alter Kramer'scher Gläubiger gegen Zahlung des Capitals reine Quittung ertheilt hatte. Herr Mengerßen war sehr glücklich, daß die Banknoten nun wieder aus seinem Gewahrsam verschwinden durften, aber noch glücklicher, als der Rechtsanwalt Thorbeck ihm für sich und seine Geschwister eine namhafte Summe Geldes bezahlte als den Betrag dessen, was Vater Mengerßen seiner Zeit in dem Claus Kramerschen Concurse verloren hatte; gern und willig quittirte er über den Empfang und erklärte sich und seine Geschwister für

völlig befriedigt; die Zinsenfrage überhaupt nur zu berühren, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Der Rechtsanwalt hoffte, seinem Auftraggeber in allernächster Zeit Rechnung ablegen zu können. Die Regulirung werde bald beschafft sein, meinte er, Schwierigkeiten machte in einzelnen Fällen nur noch die formelle Legitimation der Erben inzwischen verstorbener Gläubiger, aber auch das wäre bald erledigt. Einzelne alte Gläubiger seien ohne bekannte Erben verstorben, die müßten natürlich ausscheiden, und eine Tilgung dieser Forderungen sei leider unmöglich. „Leider", bekräftigte Mister Grant, „leider, das bedauere ich sehr. Da kann ich Herrn Kramer nun freilich nicht helfen."

„Das läßt sich nicht ändern", entgegnete der Rechtsanwalt. „Uebrigens herrscht helle Freude in Lenzheim ob dieser unerwarteten Bezahlung verjährter, schmerzlich betrauerter Forderungen. Man ist Ihnen besonders dankbar, Herr Grant, daß Sie zu dieser Erledigung der höchst unerquicklichen Geschichte Ihre Hand geboten haben, und man wird Ihrer stets mit herzlichen Gefühlen gedenken, auch wenn Sie längst nicht mehr hier sind."

„O, das soll mich freuen", antwortete Mister Grant und schüttelte dem Rechtsanwalt die Hände. „Ich kann nicht sagen, daß dieses Geschäft mir sehr angenehm ist, aber um der Lenzheimer willen, die mich so überaus liebenswürdig unter sich aufgenommen, habe ich den Wunsch des mir unbekannten Herrn Kramer nicht ablehnen zu sollen geglaubt. Sobald Sie mir Rechnung abgelegt, reise ich ab, Herr Rechtsanwalt, ich sehne mich allmählig wieder nach Chicago und Milwaukee zurück, dieses lange Nichtsthun ist doch gegen meine Natur. Auf Wiedersehen!

Seiner Abreise standen von ärztlicher Seite Bedenken nicht mehr entgegen. Als er in die Sprechstunde des Geheimraths Walter kam, war dieser mit seinem Befunde durchaus zufrieden und erklärte ihm, daß er ihn ohne Sorge aus seiner Behandlung entlassen könne.

„Wie ist's mit Schwester Emma?" fragte Mister Grant, nachdem er ein Couvert mit Banknoten auf den Schreibtisch des Arztes gelegt.

„Ich weiß es nicht", entgegnete der Geheimrath. „Ihre Stellung beim Rothen Kreuz hat sie aufgegeben, sie kann es nicht überwinden, daß der schuldbeladene, von Flüchen verfolgte Mensch, der vor dreißig Jahren aus Lenzheim geflohen, ihr Vater ist. Dieser Gedanke erdrückt sie, sie fürchtet den Blick jedes Lenzheimers, sie glaubt, daß jeder mit Fingern auf sie zeigt. Nirgendwo läßt sie sich sehen. In einem kleinen Hause neben dem Spittel hat sie ein Hinterstübchen gemiethet. — Gott weiß, was aus ihr wird. Sie lehnt jede Hilfe, jeden Trost ab."

„Aber ihr Vater bezahlt doch jetzt seine Schulden", warf Mister Grant ein.

„Das thut er ja, wie man sagt", antwortete der Geheimrath achselzuckend. „Aber das kann den Gedanken des unglücklichen Mädchens eine andere Richtung nicht geben. Sie ist in ihrem heiligsten Gefühl verletzt. Wie eines verklärten Helden hatte sie stets ihres Vaters gedacht, in der schönsten Zeit seines Lebens durch ein mißgünstiges Geschick dahingerafft. Mit einem Heiligenschein hatte sie sein Bild umkränzt, alle Tugenden, die ein Menschenleben verschönen können, ihm angedichtet. Und nun ist sie jäh aus ihrem Himmel gestürzt: Das hehre, anbetungswürdige Götterbild ist von seinem Postament herabgerissen, und eine widrige Fratze steht an seiner Stelle, übersättigt von allen geheimen Sünden und niedrigen Lastern, die den Menschen, das Ebenbild Gottes, verhunzen und verpfuschen. Ist es denn zu verwundern, daß bei diesem plötzlichen Wechsel die freie Seele der armen Emma das Gleichgewicht verloren hat?"

Mister Grant war bei diesen Worten des Arztes sehr unruhig geworden. Er hatte plötzlich keine Zeit mehr. So schnell wie möglich wollte er, wie er sagte, seine Zelte in Lenzheim abbrechen und nach Amerika zurückkehren, aber vergessen würde er nie, was er dem Herrn Geheimrath schulde, nur mit seinem Leben könne seine Dankbarkeit enden. Dann noch ein kräftiger Händedruck, und die Thür hatte sich hinter dem Amerikaner geschlossen.

Doktor Walter legte das Couvert mit dem Papiergeld uneröffnet in eine Schieblade seines Schreibtisches und schaute auf die Straße hinaus. Drüben ging Mister Grant fürbaß, und wer es nicht wußte, was er durchgemacht, konnte es nicht ahnen, daß es einer unvergleichlichen Kunst bedurft hatte, um sein Leben dem Tode abzujagen. Stolz und gerade, fest und sicher schritt er einher, selbstbewußt blickte er um sich, und sinnend schaute der Doktor ihm noch immer nach, als er längst schon um die nächste Ecke gegangen war.

„Ein merkwürdiger Mensch!" sagte er zu sich. „Ich bin nicht klug aus ihm geworden. Reich ist er ohne Zweifel, aber der innere Mensch läßt, glaube ich, zu wünschen übrig. Sympathisch war er mir nie. Seine ganze Art hat mich immer abgestoßen. Die Augen haben etwas, was mir von Anfang an mißfallen hat — ah bah, man soll nicht vorschnell urtheilen, man kann einem Menschen leicht bitter unrecht thun — und die Amerikaner sind eben ganz andere Leute wie wir diesseit des großen Wassers."

Mister Grant gedachte des Arztes nicht mehr. Dieser hatte ihn wieder zurechtgeflickt. Er hatte ihn belohnt — bezahlt —wie ein Fürst bezahlt, ja wahrlich, wie ein Fürst — wird der Doktor Augen gemacht haben, als er das unscheinbare Couvert aufgebrochen! Der hat ihm seine Dienste geleistet, er hat ihm die Dienste bezahlt und damit ist die Geschichte zu Ende. — Strich drunter, und die Lenzheimer Episode ist vorbei.

„Nur dies eine noch! Das Letzte — dann mit vollen Segeln nach Hause! Und mit mir soll sie reisen, die meine Tochter sein wird, die ich lieben will wie mein Kind, die mich verehren soll wie einen Vater."

Schon war er in der Gegend, wo das Spittel lag. Hier war er nicht gewesen seit jenem Morgen, wo man Hetta Kramer zur letzten Ruhe bestattet. Damals war's ihm hier gar nicht so unfreundlich vorgekommen, den Armeleutegeruch hatte er nicht so gespürt — warum erschien ihm heute alles so anders?

„Im Hause neben dem Spittel wohnt sie? Erbärmliches Gemäuer! Drüben läßt man nicht einmal sein Vieh in solchem Stalle hausen — und hier leben Menschen drin! Leben? Ah verflucht!"

Fortsetzung folgt.

Der Fremde.

Novelle von Frédéric Carmon.

(Nachdruck verboten.)

Der Wagen fuhr schwerfällig über die eisige Landstraße, und der unbeweglich, mit geschlossenen Augen in einer Ecke lehnende Reisende schlief oder grübelte, als ein heftiger Ruck, dem eine Reihe vom Kutscher ausgestoßener Flüche folgte, ihn seinem Brüten entriß; der Wagen hielt. „Was giebt's, Jean?" fragte der Reisende, indem er das Fenster herunterließ und aus dem Wagen blickte.

„Der Graue ist gefallen und hat obendrein die Deichsel zerbrochen," versetzte die zornige Stimme des Kutschers, „das faule Tier!"

Der Fremde öffnete den Wagenschlag, sprang auf die Landstraße und näherte sich, um sich von der Bedeutung des Unfalles zu überzeugen, den Pferden. Das Gefährt bot in der Tat einen kläglichen Anblick. Unter den zerrissenen und verworrenen Kinnketten und Zügeln lag der Graue mit recht zufriedener Miene im Schnee ausgestreckt und schien trotz der Flüche und Peitschenhiebe des Postillons keineswegs geneigt, aufzustehen.

„Ja, da müssen wir eben abschirren," brummte Jean und befahl, sich zu dem Diener wendend, der vom Bock gesprungen war: „Mache den Bauchgurt los!" Er selbst löste schnell die Zügel.

Der Reisende blickte sich um. Die Landschaft lag schneebedeckt vor ihnen. Die Nacht begann herabzusinken, und von dem im Westen rosa schimmernden Himmel hoben sich die Gerippe der kahlen Bäume, die auf beiden Seiten der Landstraße standen, in schwarzen Farben ab.

„Wo sind wir?" fragte der Fremde.

„Ungefähr zwei Meilen von Falaise."

Der Reisende zog eine Grimasse.

„Aber," fuhr der Kutscher fort, „300 Meter von hier befindet sich ein Dorf am nächsten Kreuzwege. Ich glaube, dort werde ich einen Schmied finden. Inzwischen könnten Sie sich, bis wir weiter fahren können, in dem Hause, das man dahinter erblickt, erwärmen. Es ist eine Herberge."

Der Reisende blickte nach der Richtung, die ihm der Kutscher zeigte, und sah in der Tat ein niedriges Häuschen. Die Fenster im Parterre waren schwach erleuchtet, über der Eingangstür hing ein Stechpalmenzweig.

„Gut, wenn Sie fertig sind, benachrichtigen Sie mich; ich habe nicht die Absicht, hier zu schlafen."

Einen Augenblick später öffnete der Fremde die Tür und trat in das niedrige Gastzimmer des Häuschens. Es war ein Bauernzimmer mit kalkgeweißten Wänden. Man ging auf einer kahlen winkligen Diele, und an den rauchi-

gen Balken hingen einige Speckschnitte. Ueber dem Kamin, in dem ein großes Reisighölzfeuer flammte, hing ein altes Wilderergewehr. Einige bunte Teller zierten den Speiseschrank, und ein Tisch aus weißem Holze bildete das ganze Mobiliar. Im Augenblick, da der Reisende eintrat, waren mehrere Personen im niedrigen Zimmer versammelt. Aeltere Frauen mit schwarzen Hauben auf dem Kopfe bewegten sich mit langsamen, flehenden Gesten wie Schatten um einen großen, starken, kräftigen Mann, und der Mann sagte in rauhem, gebieterischem Tone: „Niemals!"

„Wer darf „niemals" sagen?" fragte der Besucher, der auf der Türschwelle stehen geblieben war, und trat ein.

Auch er war ein älterer Mann. Sein Bart und seine Haare waren ganz weiß, sein Teint wachsfarben, doch seine Augen, obwohl ein Ausdruck tiefer Trauer in ihnen lagerte, hatten etwas Jugendliches an sich; auch hatte er keine Runzeln. Die Flammen des Herdes fielen mit roten, tanzenden Lichtern auf ihn. Er trat vor, nahm seinen Pelz ab und setzte sich.

„An meinem Wagen ist die Deichsel gebrochen," sagte er mit scharfer Stimme, „ein Pferd ist gefallen.... man ist ins nächste Dorf gegangen, um Hilfe zu holen. Ich bitte Sie um Gastfreundschaft, bis ich mich wieder auf den Weg machen kann."

Der Gastwirt verneigte sich, und der Fremde dankte mit einem Kopfnicken.

Die Frauen hatten sich diskret zurückgezogen. Auf einer fernen Uhr schlug es die fünfte Stunde, und die Töne drangen dumpf, wie in Watte eingehüllt, ins Zimmer. Der Fremde blickte sich mit düsterer, gleichgültiger Miene um. Sein Wirt hatte einen Krug mit Obstwein, und im Falle, daß der Obstwein ihm nicht schmecken sollte, ein Karafon mit Kalvadosschnaps auf den Tisch gestellt; doch der Fremde rührte weder das eine, noch das andere an. Plötzlich erhob er den Kopf, sah dem Gastwirt ins Gesicht und sagte:

„Ich habe schwarzgekleidete Frauen gesehen, als ich eintrat, haben Sie Trauer im Hause?"

„Nein," versetzte der Wirt mit erstickender Stimme, „noch nicht."

„Also ein Sterbender?"

„Mein Kind liegt im Sterben."

„Ich beklage Sie," sagte der Fremde langsam, „wie alt ist es?"

„Fünf Jahre!"

„Wie mein Kind," murmelte er.... „ein Mädchen?"

„Ja."

„Wie bei mir."

Es trat eine lange Pause ein. Das Feuer knisterte im Herd und warf große, rote Flammen umher, die das ganze Zimmer erleuchteten. Draußen war die Nacht vollständig hereingebrochen.

Der Fremde fuhr nachdenklich fort: „Die Mutter ist doch jedenfalls bei ihrem Kinde?"

Bei diesen einfachen Worten richtete sich der Wirt auf und rief, die Faust nach der Richtung der benachbarten Stadt ausstreckend, mit donnernder, wütender Stimme: „Die Mutter ist fort!"

Der Unbekannte erhob sich heftig, stützte sich mit der Faust auf den Tisch und sagte langsam: „Wieder ganz wie bei mir!"

Dann betrachtete er mit größtem Interesse diesen Mann, diesen Bauern, dessen Schicksal dem seinen so ähnlich war.

„Ja," fuhr der Mann mit leiser Stimme, als schäme er sich, fort, „ja, sie hat mich verlassen. Ich war töricht genug, mit 45 Jahren ein Mädchen zu heiraten, das viel zu jung für mich war. Doch sie war Waise, sehr arm und unglücklich; ich sicherte ihr ein ehrenhaftes, sorgenloses, ruhiges Dasein und glaubte, daß sie, wenn auch nicht Liebe, so doch wenigstens Dankbarkeit für mich empfinden würde.... O, die Elende! Sie war kokett, sie liebte die Bänder, die Flittern, und als ich eines Abends nach Hause kam, fand ich sie nicht mehr vor.... Sie war fort mit einem andern, und mir ließ sie das Kind zurück."

„Ganz wie bei mir," murmelte der Fremde.

Plötzlich ertönte im Nebenzimmer ein Schrei, ein lauter Kinderschrei, ein Schrei der Bitte, der Hoffnung:

„Mama!"

Die beiden Männer sahen sich zitternd an.

„Mama," fuhr dieselbe Stimme nach einer Pause, doch schwächer, fort, dann ertönte sie zum drittenmale, doch jetzt klang es nur noch wie ein Hauch:

„Mama..."

In demselben Augenblick öffnete sich die Tür, und eine der schwarzgekleideten Frauen erschien auf der Schwelle.

„Claude," sagte sie mit ernster Stimme, „das Kind stirbt."

Der Vater zitterte und die Frau fuhr fort: „Es will seine Mutter sehen."

„Niemals!" entgegnete der Mann.... „Diese Frau soll mein Haus von neuem betreten?... Nein, nein, ich will nicht... sie ist fortgegangen, ohne sich um ihr Kind zu kümmern, sie braucht es auch nicht wiederzusehen... Sie soll nicht seinen letzten Atemzug vernehmen, das soll ihre Strafe sein."

Nun erhob sich der Fremde, streckte in dem düsteren, von den roten Flammen des Herdes phantastisch beleuchteten Zimmer die Arme aus und rief: „O, weigern Sie ihr das nicht!"

Einen Augenblick blieben sie so schweigend mit klopfendem Herzen sich gegenüber stehen, dann fuhr der Reisende mit dumpfer, verzweifelnder Stimme fort:

„Ja, wie Sie, bin auch ich verraten und verlassen worden; wie Ihnen, hatte sie auch mir das Kind gelassen.... Jahre sind verflossen.... das Kind ist gestorben, doch bevor er starb, hat es hartnäckig nach seiner Mutter verlangt... doch ich sprach „nein" und versagte ihr die Bitte!... Als das Kind dann seinen letzten Atemzug getan, erkundigte ich mich nach der Mutter. Sie hatte den letzten Atemzug der Kleinen nicht vernehmen können, das sollte meine Rache sein ... doch ach, ich täuschte mich... ich allein trage jetzt die Last meiner Grausamkeit mit mir herum.... Das Kind wollte die Mutter sehen, ich habe ihm die Bitte abgeschlagen. Ich sagte „nein", ohne mich um die Qual dieser Seele zu kümmern, die entfliehen wollte, ohne nach dem Leiden dieses Herzens zu fragen, das zu schlagen aufhörte, ohne den Schmerz dieses armen Wesens zu berücksichtigen, das ja unschuldig war, das nach einem letzten Kusse lechzte und in Verzweiflung sterben sollte!... Aus Haß, aus Hochmut, aus Rachsucht habe ich mich geweigert,... doch seitdem höre ich immer die flehende Stimme des Kindes, und vor den Augen steht mir immer der vorwurfsvolle Blick, den es mir vor dem Tode zuwarf.... Oh, dieser Blick, nie werde ich ihn vergessen, und noch jetzt kann ich es mir nicht verzeihen, diesen letzten Wunsch nicht erhört zu haben. Ich habe keine Ruhe, keine Freude mehr, ich reise ohne Rast, ohne Ruh, doch es gelingt mir nicht, diese Erinnerung zu töten. Nichts interessiert mich, denn neben mir auf den Kissen des Wagens befindet sich stets eine düstere Gefährtin, die Reue. Sie sitzt an meinem Tische und sprengt an meiner Seite dahin.

Der Reisende befand sich in der heftigsten Aufregung.

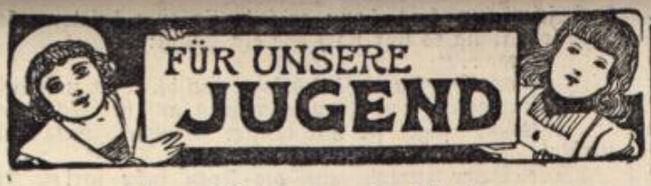
„Noch immer," fuhr er fort, „noch immer sehe ich den flehenden Blick des Kindes, das vor seinem Tode nach seiner Mutter verlangte. Noch immer höre ich seine Stimme ... welch entsetzliche Qual... o, glauben Sie meinen Worten, handeln Sie nicht so wie ich!"

Von dem aufrichtigen Schmerze, den er auf dem blassen Gesicht des Fremden sah, ergriffen, vielleicht auch von seinen Worten eingeschüchtert, rief der Wirt: „Nun gut, mag sie kommen!"

Im Herd erstarben die Flammen, und der Wirt blieb allein neben der Wiege, um auf die Mutter zu warten, während der Fremde, der wieder in seinen Wagen gestiegen war, in der kalten Nacht unter den Sternen dahinrollte, um anderswo in weiter Ferne die Ruhe zu suchen, die er nie wiederfinden sollte.

Die Gesellschaft hat vielen Raum für die Mängel ihrer Mitglieder, aber fast keinen für die Vorzüge derselben.

Beim Eintritt in die Welt ergeht es der Jugend, die kühn nach Idealen strebt, wie dem unerfahrenen Wanderer im Gebirge: er glaubt sich den Gipfeln der Berge nahe, weil er die Täler und Abgründe nicht kennt, die ihn davon trennen.



Zum Geburtstage der Mutter.

Ich weiß ein Herz, das liebt mich sehr,
Mit ewig gleicher Liebe,
Und wenn auf Erden mir nichts mehr
Als dieses Herz mir bliebe,
Und wäre alles Lug und Trug:
Dies eine Herz wär' mir genug!

Von allen Herzen, die es gibt,
Kommt keines diesem gleich,
Ist keines, das so sehr mich liebt,
Ist keines, keins so reich!
Ist keines, das so maßlos schenkt,
Und an sich selber niemals denkt.

Und dieses Herze, das ich mein',
Das meine Welt, mein Glück,
Strahlt mir entgegen, Mütterlein,
Aus deinem Liebesblick,
Für deine Güte allezeit,
Bin ich dir stets zum Dank bereit.

Und zum Geburtstag wünsche ich
Dir noch manch frohes Jahr,
Und daß dein Herz die alte Lieb'
Auf immer mir bewahr!
Mir soll der liebste Ort stets sein
An deinem Herzen, Mütterlein!

Des Löwen Beute.

Der afrikanische Hirt hat mit Sonnenuntergang seine Herde in der Serita eingehürdet, in jenem bis 3 Meter hohen und 1 Meter dicken, aus den stachlichsten Aesten der Mimosen geflochtenen Zaune, dem sichersten Schutzwalle. Die Jungen blöken nach ihren Alten, die Rinder haben sich zur Ruhe gelegt. Eine Meute wachsamer Hunde hält die Wacht. Es wird stiller und ruhiger, der Lärm verstummt, und der Frieden der Nacht senkt sich auf das Lager herab. Weib und Kind des Herdenbesitzers haben in dem einen Zelte die Ruhe aufgesucht. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt, nicht aber auch lästig oder schlaff geworden in ihrem treuen Dienste. Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen: in nächster Nähe brüllt ein Löwe! Die größte Bestürzung entsteht sofort. Die Schafe schreien laut, die Rinder rotten sich ängstlich zusammen, rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen zu wirren Haufen zusammen, das Kamel sucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Fesseln zu zersprengen, und die sonst so mutigen Hunde heulen laut und kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn. Mit gewaltigem Satze überspringt der Mächtige die Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner gewaltigen Pranken fällt ein junges Rind, das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Tiere die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute; die lebhaften Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubgier; mit dem Schweife peitscht er die Luft. Er läßt das verendende Tier auf Augenblicke los und faßt es mit seinem zermalmenden Gebisse von neuem, bis es sich endlich nicht mehr regt. Dann tritt er seinen Rückzug an. Er muß zurück über das Gehege und will auch sein Opfer nicht lassen. Seine ganze ungeheuere Kraft ist erforderlich, um mit der Beute im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber es gelingt, und fort schleppt er den Raub nach dem Dickicht des nahen Waldes.

Groß ist der Schaden, den der Löwe während seines Lebens anrichtet. Man hat berechnet, daß er jährlich an Pferden, Maultieren, Rindern, Kamelen und Schafen durchschnittlich für 4500 Mark raubt; nehmen wir die mittlere Dauer seines Lebens mit 35 Jahren an, so kostet jeder Löwe dem Lande etwa 150 000 Mark. Die Provinz Constantine in Algier hat etwa 50 Löwen, die während ihres ganzen Lebens etwa für zehn Millionen fünfmalhunderttausend Franken Schaden tun. Daraus kann man ermessen, wie hoch man dort den Leutnant Gérard, den berühmtesten Löwenjäger, schätzte, der 25 Löwen erlegte.

Allerlei Zeitvertreib.

Die Kette aus dem Kartenblatt.

Ein hübsches Kunststück, bei dem weder Zauberei noch Geschwindigkeit, sondern lediglich ein wenig Ausdauer und eine ruhige, sichere Hand eine Rolle spielen, ist die Verwandlung eines Kartenblattes in eine etwa 1 Meter lange Kette. Messer und Schere sind die einzigen Hilfsmittel, und bei genauer Befolgung des nachstehenden Verfahrens ist das Kunststück ohne besondere Schwierigkeit auszuführen.

Zunächst spaltet man mit Hilfe eines Messers die beiden Längsseiten der Karte bis zu einer Tiefe von zwei Millimetern. Am besten eignen sich demnach solche Kartenblätter dazu, die aus verschiedenen Schichten Papier hergestellt sind. Ist dies geschehen, so bricht man die Karte der Länge nach genau in der Mitte zusammen und schneidet sie mit der Schere in zwei Millimeter breite, der schmalen Kartenseite parallel laufende Streifen. Darauf biegt man die zusammengebrochene Karte wieder auseinander, breitet sie auf einem Tisch aus, führt die Klinge eines Messers zwischen den einzelnen Streifen hindurch, und zwar abwechselnd einmal darüber, einmal darunter hinweg und schneidet dann an dem Falz, der durch das Spalten des Blattes entstanden ist, durch. Dasselbe Verfahren wiederholt man auch am zweiten gespaltenen Kartenrand, nur hat man diesmal beim Einführen der Messerklinge zwischen die Streifen darauf zu achten, daß jetzt diejenigen Streifen oberhalb der Klinge liegen, die beim erstmaligen Durchschneiden derselben unterhalb der Klinge lagen, und umgekehrt. Hat man die beiden Schnitte glücklich ausgeführt, so erhält man zwei ineinander gefügte Gitter. Es bleibt nur noch übrig, die einzelnen Gitterstäbe der Länge nach zu durchschneiden. Durch jeden Schnitt wird ein Glied der Kette gebildet, die, wenn alle Gitterstäbe durchschnitten sind, eine Länge von über 1 Meter hat, sobald die Karte, wie oben angegeben, in zwei Millimeter breite Streifen geschnitten war.

Rätsel und Aufgaben.

1. Erde, Emilie, Laube, Rhein, Cholera.

Aus den Anfangsbuchstaben ist die Benennung eines Vogels zu bilden.

2. Es wird gemacht, um Schutz zu sein vor grimmen Feindes Gier.
Ein E hinweg, dafür ein W an richt'ger Stell', so ist's ein Teil vom Tier.

3. Wer kann mir sagen, wie man nennt
Den Menschen, der da alles kennt;
Das Tier, das rasch im wilden Jagen
Kann auch noch einen Reiter tragen;
Den Bruchteil in der Rechenkunst.
Zu raten dies, wer hat die Gunst?
Jedoch beachte man hierbei,
Daß stets der Kopf zu ändern sei.

(Auflösungen in der nächsten Jugendnummer.)

Auflösung der Rätsel in letzter Jugendnummer.

1. Drachenfels. — 2. Atlas.

Nr. 13. Donnerstag, den 26. März 1903. 18. Jahrgang

Der Frühling.

Der Frühling ist erschienen,
Der Frühling ist nun da,
Dem man mit frohen Mienen
Schon längst entgegen sah.
Durch alle Zweige weht es,
Der Kuckuck ist in Sicht;
Auch im Kalender steht es
Und der betrügt uns nicht.

Noch schimmern nicht die Blüthen
Im Buschwerk weit und breit,
Wohl aber auf den Hüten
Der holden Weiblichkeit.
Die Sonne schaut ins Zimmer
Schon oft recht lenzerlich,
Fühlt auch der Mensch noch immer
Sich influenzerlich.

Die Staar' und Lerchen singen
Ihr erstes Lied im März.
Da naht auf leichten Schwingen
Die Liebe allerwärts.
Nun bau'n die Kräh'n und Spatzen
Ein stilles Brautgemach,
Und der Gesang der Katzen
Tönt nächtlich auf dem Dach.

Die Welt aus ihrem Schlummer
Erwacht ob solchem Lied
Und staunt, da sie mit Kummer
Sich unbekleidet sieht.
Rasch hüllt ein dichter Schleier
Die holde Erde ein.
— Die Lola soll viel freier
Darin gewesen sein.

Schon rüsten sich die Bäder
Am grünen Salzbachstrand,
Schon sausen leichte Räder
Auf Gummi durch das Land.
Bald, wenn auch in den Lüften
Der Lenz zu riechen ist,
Füllt sie mit seinen Düften
Der Automobilist.

Zwar kann mich noch nicht reizen
Des jungen Frühlings Pracht,
Ich muß noch zu viel heizen,
Wie auch die Sonne lacht.
Und wenn auch hin und wieder
Wohl schon ein Veilchen blüht:
Der Nachtfrost tritt es nieder,
Der Jubel ist verfrüht.

Und doch: Zum Frühling geht es,
Der Kuckuck ist in Sicht
Und im Kalender steht es
— Und der betrügt uns nicht.
Drum sing' ich, wenn auch leise,
Mit „Vivat" und „Hurrah"
Die erste Frühlingsweise,
Der Frühling ist ja da! —

Wau.

Die lust'ge Oberin.

Chanson aus dem Münchener Damenstift.

Ich bin die lust'ge Oberin,
Ein prächtiges Weib.
Mir liegt so mancher Ulk im Sinn
Zum Zeitvertreib.
Es giebt in meinem Damenstift
Für jede Dam'
In den Kaffee schon morgens Gift
Mit saurem Rahm.
Weil ich stets Namen leicht vergaß,
Ich lustig Blut,
Heißt jede Kranke bloß „Das Aas",
Das merkt sich gut.
Die Siechen werden brav geneckt,
Das unterhält,
Ich sage: „Wärst Du bloß verreckt
Und beigestellt!"
Auch wird Massage nicht gespart
Bei alten Frau'n;
Das ist die allerbeste Art,
Sie durchzuhau'n!
Und schreit mir eine gar zu laut
Bei dem Genuß,
Stopf' ich ihr's Maul mit Rübenkraut
Und Ricinus.
So walt' ich brav als Oberin
Und schaff' mir Ruh';
Wenn ich nicht in der Kirche bin —
Und beten thu'.

(Lust. Blätter.)

Aus des Knaben Wunderhorn.

Die Schwester des Khedive von Aegypten, Prinzessin Nehmet Allah Hanem, die mit dem Prinzen Djemil Tussun-Pascha vermählt ist, verschwand aus Kairo und flüchtete über Triest nach Wien, wo sie einen österreichischen Grafen zu heirathen gedenkt.

Soviel Stern' am Himmel stehen,
An dem blauen Himmelszelt,
Soviel neue Hofaffären
Unterhalten jetzt die Welt.

Selbst Prinzessen von Aegypten
Haben längst 'nen Gatten satt,
Flüchten rasch zu dem Geliebten
Nach der schönen Kaiserstadt.

Hymen, senke deine Fackel,
Wo Cupidos Pfeile schwirr'n!
Du wirst gänzlich abgetakelt,
Ehen schließt man, um zu — „irr'n!"

Muselmännern dürft' zu Herzen
Zwar nicht tief geh'n solch ein Weh . .
Eine Gattin läßt verschmerzen
Sich, hat man noch andere! (Jugend.)

Auf blauer See.

Skizzen aus dem Seemannsleben von A. Z.

(Nachdruck verboten.)

Der größte Teil unserer Seeleute geht aus den Fischerdörfern an der Küste und auf den vorlagernden Inseln hervor, wo es gang und gäbe ist, daß der Junge nach seiner Konfirmation „nach See to" geht. Nach Jahren kehrt er wieder zurück zum väterlichen Handwerk und baut sich sein eigenes Nest.

Aber nicht nur diese Stranddörfer, alle jene großen und kleinen Handelsplätze an dem untern Lauf unserer großen Ströme senden ein achtenswertes Kontingent ihrer männlichen Jugend aufs große Wasser, die dann, je nach ihrer Vorbildung und sonstigen Befähigung entweder nach abgelegter Prüfung als Steuermann oder als Schiffsführer mit der Zeit ein Vermögen erwerben, oder wenn sie so hoch nicht steigen konnten, nach zwanzig- bis dreißigjähriger Seefahrt wieder ans Land gehen, um als Kneipen- oder Herbergswirt dafür zu sorgen, daß es dem jungen Nachwuchs an Seefahrern nicht an Gelegenheit fehle, die verdiente Löhnung möglichst schnell an den Mann zu bringen.

Ein kleiner Teil der Schiffsmannschaften rekrutiert sich aus dem Binnenlande, das sind die „Hochdeutschen", denen der plattdeutsche Küstenbewohner eigentlich das Recht nicht zugestehen will, auch auf die See gehen zu dürfen; nichtsdestoweniger sendet z. B. Berlin eine ganz respektable Zahl seiner Kinder in die Kriegs- und Handelsmarine, sowohl an solchen, die für die See „schwärmen", als auch viele Bürschchen, die wegen allzu loser Streiche die salzwässerige Karriere ergreifen müssen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß mancher Junge, der das Zeug hat, in den Händen nachsichtiger Eltern ein ausgemachter Taugenichts zu werden, durch strenge Schiffsdisziplin zum ordentlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft herangebildet wird. Spartanische Zucht und ausgiebige Bewegung bei einfacher aber kräftiger Nahrung hat schon oft aus verzärtelten Muttersöhnchen kräftige und tätige Männer gemacht.

Den Rangstufen nach teilen sich die Seeleute etwa folgendermaßen ein. Das Kommando führt, wie bekannt, der Schiffsführer oder Kapitän. Die Mannschaft teilt sich in zwei Wachen (Steuerbord- und Backbordwache), die im Dienst alle vier Stunden wechseln, so daß eigentlich nur die halbe Mannschaft den Dienst versieht. Auf den deutschen Schiffen ist es aber fast allgemein Brauch, daß während der Tagesstunden von morgens sechs bis abends sechs Uhr die vom Dienst befreite Wache noch zwei Stunden an Deck bleibt zum Arbeiten (Reparaturen an Segeln und Tauwerk), womit überhaupt die Tageszeit ausgefüllt wird, wenn die Leute nicht vom eigentlichen Schiffsdienst in Anspruch genommen werden.

Die Backbordwache führt als Offizier der Obersteuermann, die Steuerbordwache der Untersteuermann oder auf kleineren Schiffen statt dessen der Bootsmann, der kein Examen zu bestehen hat; der nächste im Rang ist der Schiffszimmermann, dann kommt der Koch, der Segelmacher (letzterer nur auf großen Schiffen), die Vollmatrosen, Leichtmatrosen, Deckjungen und der Kajüttsjunge. Auf den großen Dampfern ist die Mannschaft viel zahlreicher als auf den Segelschiffen, wo sie je nach der Größe zwischen sechs bis dreißig Mann variiert. Auf den großen Dampfern fahren vier bis fünf Offiziere, für das Steuerruder vier Quartermeister, zahlreiches Küchen- und Bedienungspersonal, auch weibliche Bedienung (Stewardessen) für reisende Damen. Mit dem Maschinenpersonal umfaßt die Mannschaft eines der großen transatlantischen Dampfer achtzig bis neunzig Personen. Der eigentliche Matrose geht aber nur in Notfällen auf ein Dampfschiff; er sieht die Dampfermatrosen nicht für voll an und nennt sie verächtlich Dampferknechte.

Mit Ausnahme des Kapitäns wird vor jeder Reise aus dem Heimatshafen die Mannschaft neu angeworben, und zwar geschieht dies durch Vertrag (Musterrolle) vor einer staatlichen Behörde, dem Seemannsamt.

Nach zweijähriger Fahrt als Vollmatrose darf der Seemann den neun- bis zwölfmonatlichen Kursus auf der Navigationsschule absolvieren; nach abgelegter Prüfung geht er als Steuermann ab. Der Titel Steuermann ist für sein Amt nicht recht bezeichnend, denn das Steuerruder wird nicht von ihm, sondern abwechselnd von den Matrosen bedient.

Um Vollmatrose zu werden, soll der Junge eine dreijährige Lehrzeit als Deckjunge und Leichtmatrose durchmachen, ohne daß aber bei guter Befähigung streng auf die Zeit gehalten wird. Das Seemannsbuch, nach Art der Arbeitsbücher in den Fabriken geführt, dient als Legitimation für die bestandene Fahrzeit. — Die Bezahlung der Seeleute ist, wie die der Arbeiter am Lande, der Konjunktur unterworfen; der Kapitän verdient jährlich zwölf- bis achtzehnhundert Mark, außerdem als Tantieme drei bis fünf Prozent der Fracht. Der Steuermann erhält fünfundsechzig bis hundert Mark monatlich, ein Vollmatrose sechzig Mark, ein Leichtmatrose fünfundvierzig Mark, ein Schiffsjunge fünfzehn bis zwanzig Mark. Zimmermann und Koch stehen sechs bis zehn Mark höher im Lohn als die Matrosen.

Werden die Leute nach mehrjähriger Reise abgelohnt, so erhalten sie, nach Abzug der in ausländischen Häfen aufgenommenen Gelder und des ein- und zweimonatlichen Handgeldes, drei- bis vierhundert Taler ausgezahlt: eine immerhin bedeutende Summe, die natürlich je nach Individualität des Besitzers angewandt wird. Zur Ehre unserer Seeleute muß man aber sagen, daß die meisten ihren Lohn für später aufsparen, wenn es auch zahlreiche Windbeutel gibt, die den sauer verdienten Lohn jahrelanger Entbehrungen in unglaublich kurzer Zeit wieder in Umlauf setzen — und dann in aller Geschwindigkeit ein neues Engagement suchen.

Unter den englischen Matrosen dagegen überwiegt die letztere Spezies, wie sich der deutsche „Jan Maat" überhaupt in bezug auf Disziplin und Ordnungsliebe sehr zu seinen Gunsten von dem englischen sailor unterscheidet, was wohl größtenteils in der sittlichen Verkommenheit seinen Grund hat, in die die untern Volksklassen der englischen und irischen Hafenbevölkerungen versunken sind. Bei dem großen internationalen Verkehr in unseren Seestädten, wo Schiffe aller Nationen täglich ein- und auslaufen, kommt es ja oft genug zu blutigen Schlägereien unter den Seeleuten, die ihren Beschützer Neptun durch zu reichlich ausgefallene Trankopfer gefeiert haben; diese Exzesse sind jedoch fast stets den fremden Seeleuten zuzuschreiben, in deren Heimat das Messer gewohnheitsmäßig zum Austrag von Streitigkeiten gebraucht wird. Unser Jan Maat, aus den niederdeutschen Stämmen an unseren Küsten hervorgegangen, ist gar nicht so leicht in Zorn zu bringen, daß er gleich zum Messer greift; er verläßt sich auf seine Fäuste, von denen er weiß, daß sie genügen, ihm alle mögliche Genugtuung zu verschaffen.

auch greift er selbst nicht an, wenn er nicht geradezu provoziert wird. Er ist meist von ruhiger Gemütsart, kümmert sich nicht gern um Geschichten, die ihn nichts angehen; die relative Einsamkeit auf der See hat diese deutsche Charaktereigentümlichkeit noch verschärft. In seinen Bewegungen bedächtig und langsam, ist sein Gang breit und schwankend. Ersteigt er eine Treppe, so setzt er die ganze Sohle samt dem Absatz auf die Stufe; das schnelle Hinaufspringen auf den Fußspitzen ist nicht nach seinem Geschmack. Beim Tanzen tritt er auch mit dem ganzen Fuß auf, was zwar nicht sehr graziös aussieht, aber von seiner Tänzerin desto schwerer auf ihren Zehen empfunden wird; dem Galopp ist er abhold, der Walzer ist ihm zu kompliziert, die Polka sagt ihm am meisten zu, weshalb er mit großer Taktfestigkeit alle Tänze nach dem Polkatempo exerziert.

Wegen seines ruhigen, besonnenen Wesens engagiert man den deutschen Matrosen gern auf fremden Schiffen, und ist er oft an Bord der Engländer und vorzüglich Amerikaner anzutreffen. Zu Franzosen und Italienern geht er nicht, die schlechte Nahrung und der unendliche Schmutz auf den Fahrzeugen dieser Nationen sind ihm ein Greuel. Seine Kleider hält er sorgsam im stande, flickt und stopft in seinen Freistunden die bedenklichsten Defekte mit Geduld und Geschick.

Wenn sonstige Reisende bei Ankunft in einem fremden Hafen darauf brennen, an Land zu kommen, so scheint ihm für seinen Teil die Sache lange nicht so wichtig. Obgleich ihm täglich die verlockendsten Szenerien vom Ufer herüberwinken, wartet er doch mit der größten Seelenruhe bis zum nächsten Sonntag, dann holt er sich beim Kapitän einiges Kleingeld und geht an Land. Landschaftliche Schönheiten oder irgendwie interessante Punkte aufzusuchen, fällt ihm aber nicht ein; vielmehr geht er nach einigem Herumbummeln in der Hafenstadt an einem schattigen Plätzchen, wo ein kühles Naß und feurige Mädchenaugen winken, so lange vor Anker, bis die Pflicht ihn wieder auf sein Schiff ruft. Im übrigen ist es ihm aber einerlei, ob er am Ganges oder am Elbstrom ist; die Reize der Tropen, die auf den Nordländer doch stets mit eigentümlichem Zauber wirken, lassen ihn ganz unberührt — „Junge, wat is di dat warm," das ist so ziemlich der einzige Ausdruck seiner Empfindungen. Ja, der befahrene Seemann geniert sich, etwaige Bewunderung bei fremdartigen Eindrücken Worte zu geben; das scheint ihm kindisch als Seemann, der fast alle Tage seinen Platz auf der Erdkugel wechselt; er ist der entschiedenste Kosmopolit, der das Heimweh nie verspürt. — Schließlich ist er froh, wenn das Getümmel der Hafenstadt wieder hinter ihm liegt und das Schiff einsam durch die weite See streicht. Wieder in seiner gewohnten Ordnung, legt er sich in seinen Freistunden in seine Koje, raucht seine Tonpfeife und liest irgend eine alte Räubergeschichte. Abends nach vollbrachter Arbeit wird auf Deck auch wohl ein Lied gesungen und auf der Ziehharmonika begleitet, aber nur keine sogenannten Matrosenlieder, „Herzliebchen mein unterm Rebendach" oder „Der Bauer im Schwabenland" stehen ihm mehr an. — Das „Geht zur See, so schwenkt er seinen Hut", entspricht auch nicht der Wahrheit; solche Ekstase liegt ihm ebenso fern wie dem Handwerker, der auch nicht seinen Hut schwenkt, wenn er morgens zur Arbeit geht, und dem Seemann ist die Fahrt nur Handwerk, so und nicht anders faßt er seinen Beruf auf. Da die großen Hafenstädte von glattzüngigem Volk wimmeln, das sich von der schamlosesten Ausbeutung der Seeleute als Händler, Agenten u. s. w. ernährt, so ist er gegen die Landbewohner mißtrauisch und in ihrer Gesellschaft wortkarg, fast blöde, denn mit der Politik und den sonstigen Angelegenheiten des festen Landes hat er wenig zu schaffen.

So ungefähr ist die große Masse unserer Seeleute beschaffen. Eine Ausnahme macht der Hochdeutsche, der lebhafteren Charakters, an Bord oft mehr Leben macht, als die ganze übrige Mannschaft zusammengenommen. Da er, vorzüglich der Berliner, bei allen Gelegenheiten die nötigen Kalauer bei der Hand hat, auch sonst alle möglichen Schnurren erzählen kann, so ist er dennoch ein beliebter Kamerad.

Deutsche Dichter von heute.

Ein kleiner Dramatiker-Kongreß scheint sich in Monte-Carlo zusammen zu finden. Dort weilen zur Zeit Oskar Blumenthal, Gustav Kadelburg, Felix Philippi und Wilhelm Meyer-Förster.

Wer früher in dem deutschen Land
Geschrieben, gesungen, gedichtet,
War immer, das ist allbekannt,
Zum Hunger verpflichtet.
Nur selten seinen Lebenspfad
Das Schicksal mit Rosen bestreute,
Und besser haben's in der That
Die deutschen Dichter von heute.

Gen Süden geht's aus Sturmgebraus,
Erholung zu bieten dem Hirne,
Sie suchen dort den Lorbeer aus
Für ihre schaffende Stirne,
Sie lachen in dem Sonnenlicht
Der kläffenden, kritischen Meute;
Sehr glücklich strahlt das Angesicht
Die deutschen Dichter von heute.

Gewinnen sie dann gar noch viel
Durch eine gnädige Schickung,
So feiern Poesie und Spiel
Die allerschönste Verquickung.
Und Blumenthal trägt auf die Bank
Die leicht errungene Beute,
So leben glücklich, Gott sei Dank,
Die deutschen Dichter von heute.

Philippi meint: „Das dunkle Thor"
„Der Sorgen ist längst verschlossen,
„Es strebt zum „großen Licht" empor
„Die Dichtung der Zeitgenossen".
„Luise" schildert er jetzt fein,
Die liebte, litt, — bereute, . . .
So fällt doch immer etwas ein
Den deutschen Dichtern von heute.

Mag unsern Dichtern dies und das
Der Zephyr entgegenwehen,
Daß sie bereichern den Parnaß,
Mit schönen, neuen Ideen,
Daß ihnen ziehe durchs Gemüth
Der Muse lieblich Geläute,
Und bald uns schenken ein Frühlingslied
Die deutschen Dichter von heute.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

„Ick bin außer sich!"

Angeklagt ist die Wittwe Caroline Weil wegen vorsätzlicher Sachbeschädigung. Die Angeklagte ist eine kleine, sehr quecksilbrige Person, die nicht einen Augenblick auf einem Flecke stehen oder sitzen kann. Sie dreht ihren Kopf nach allen Seiten hin, als ob sie Hilfe suche.

Richter: Es wird behauptet, Sie haben Ihrem Chambregarnisten mehrere Gegenstände vorsätzlich ruinirt.

Angekl. (sehr schnell): Herr Jerichtsrath, ick bin außer sich, mir so 'ne jute, brave, rechtschaffne Frau for't Krim'nal zu setzen, zu bringen, wie jesaacht, ick bin außer sich! Seit funfzehn Jahre, nee, et sin schonst funfzehn und 'n halb Jahre, det ick vamiethe un in die lange Zeit, det is nu schonst iebern 'n halbet Menschenalter, is noch nischt vorjekomm', det heeßt von die Aftermiether wol, da sin mir von die Brieder schonst so manche durchjebrannt, aber det ick een' wat jedhan hätte, Jott soll mir bewahren, nee' da is noch nischt von bei jewesen. Un nu soll ick den Herrn Musler, wat sonst 'n janzer reptierlicher Mann war, sein Inschtrumente vermasselt ha'm un noch mit alle Jewalt, nee, Herr Jerichtsrath, da kenn' Se de Weilen nich. Un ick muß nu nach Mojabiete, Jott, ick kann et nich fassen, ick bin außer sich.

Richter: Kommen Sie nur wieder zu sich. Regen Sie sich nur nicht so auf.

Angekl.: Det sagen Sie so. Ick soll mir nich ufregen, wenn't Zuchthaus winkt, wenn ick mit de abjeschnittnen Haare mang de Vabrechern rumloofen un rumsitzen muß. Jott, det ieberlebe ick nich!

Richter: Reden Sie doch kein dummes Zeug. So viel wird Ihnen ja nicht passiren, vielleicht garnichts. Erzählen Sie ein-

mal ruhig, wieso die Zither Ihres Miethers so total unbrauchbar wurde.

Angekl.: Herr Jerichtsrath, Sie sin 'n juter Herr, det Se mich so jut zureden, un wenn Sie nu erlooben, dann setze ick Sie ausnander, wie det so kam. Det Haus in det ick zu wohnen thue, det is man 'n ollet, klötrijet Haus, un der Wirth läßt nich ville machen, alle Oogenblicke platzt 'n Wasserrohr, un so ooch 'mal ieber meine Wohnung un jrade ieber die Stube, wodrin der Herr Musler wohnt. Ick war jrade in de Halle un koofte in, nich zu ville, 'n halbet Fündeken Rindfleesch, 'n bisken Suppenjrien, 'n paar Kartoffeln, Bollen —

Richter: Also, wie Sie nach Hause kamen, sickerte das Walser von der oberen Etage durch in das von Herrn Musler bewohnte Zimmer —

Angekl. (sehr erstaunt): Ja wol, det stimmt. Woher wissen Se denn det, Herr Jerichtsrath? Also et lief durch so doll, als ob'n Platzregen in't Zimmer pladderte. Un allens eene Tunke. Die Schäftenstiebel liefen schon ieber, die joß ick aus un nahm se raus zu't Trocknen, meine Betten waren janz durchjeweecht, die nahm ick ooch raus zu't Trocknen, blos an die verdamtije Zither ha't nich jedacht, die stand uf de Kamode un hatte det hauptsächlichste abjekriecht. Janz uffjeweecht war se. Nu is et ja richtig, ick hörte immer so'n Wimmern, als ob'n kleenet Jör de Neese jewischt wird, aber det's Klagelaute war'n, die von den ausnanderjeplatzten Saiten herkammen, det fiel mir nich in Droom in. Also, richtig is et ja, det die Zither in een Zustand war, der ihr janz vaändert hatte, nich zu'i Wiedererkenn', aba ick hab' keene Schuld nich, und die sechsundreißig Meter kann ick nich zahl'n, so ville Jeld! Ach Jott, ach Jott, wenn ick doch blos schonst dadrieber wech wär. Ick bin außer sich!

Es stellt sich heraus, daß Frau Weil absolut keine Schuld beizumessen ist, und so wird sie natürlich freigesprochen.

Angekl.: Jott sei Dank! Ach juter Jott, det is ja der jlicklichste Dach meinet Lebens. Na, die Angst, die ick ausjestanden, die jönn' ick keen Hund nich. Also nich in't Zuchthaus, nich mang de Verbrechers. Nee, so'n Jlicke, ick bin außer sich!

Ein praktischer Arzt.

Der Doktor Pflaster macht jetzt brillante Geschäfte; er fährt nur noch auf seinem Zweirad hinter den Automobilen her und verbindet die Ueberfahrenen!

Galant.

„Ja, mein Lieblingsparfüm ist Veilchenduft."

Herr: „Da sind Sie ja ein Blumenwunder — eine Rose, die nach Veilchen duftet!"

Ein Arbeitsfreudiger.

Beamter: „Und an wie viel Tagen konnten Sie nicht arbeiten?"

Arbeiter: „Leider nur an fünf!"

Unverfroren.

Herr X. läßt, da er einen Freund erwartet, jedoch noch auf kurze Zeit wieder fort muß, eine Notiz an der Thür zurück: „Bitte warten!" Bei seiner Heimkehr findet er ein Individuum sich stark an seinem Thürschloß beschäftigen . . .

Herr X.: „Was haben Sie dort an meinem Schloß zu schaffen, Sie Unverschämter?"

Strolch: „Uffmachen will ich, det sehen Sie ja. Sie können doch von keenem anständigen Menschen verlangen, det er hier uff den zugigen Flur Ihnen erwartet."

Schön gesagt.

Oberst: „Donnerwetter, Her Hauptmann, das nennen Sie Parademarsch?! — Das ist ja die reinste Brunnenpromenade!"

Ach so!

Freundin: „Was machst Du denn da, liebe Rosa?"

Reiche Erbin: „Ach, ich sende dem hübschen Leutnant Schmettow anonym 500 Mark, wofür er mir auf dem heutigen Wohlthätigkeitsbazar Küsse abkaufen soll!"

Gut abgeschnitten.

Student: „Haben Sie beim Verkauf der abgelegten Hose, die ich Ihnen vor vierzehn Tagen schenkte, ein Geschäft gemacht?"

Hausirer: „Ich hab' gemacht ä guten Rebach, Herr Doktor — ich hab' se verkauft an Ihren Herrn Papa for den doppelten Werth!"

Geschäftsmann.

Baron (bei einem Dichter): „Ich möchte ein schönes Gedicht für meine Frau."

Dichter: „Das können Sie haben."

Baron: „Ich kaufe aber lieber bei einem Dichter, der einen bekannten Namen hat."

Dichter: „O, den habe ich. Ich heiße Lehmann!"

Aus den „Tit-Bits".

Penelope: „Sie scheint eine sehr geschickte Frau zu sein, nicht wahr?"

Paula: „Ja, Du hast vollkommen recht. Sie lenkt ein Automobil, ein Fahrrad und ihren Mann mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit."

* * *

Altes Fräulein: „Ich bin schrecklich aufgeregt. Sind Sie auch gewiß, daß wir keinen Unfall haben werden?"

Schaffner (vernarrter Statistiker): „Ja, das ist eine schwere Frage zu beantworten. Madam. Sie müssen nämlich wissen, daß jede Person, die mit der Eisenbahn fährt, in 1 491 910 Fällen einmal Gefahr läuft, getödtet zu werden."

Altes Fräulein: „Da haben wir die Bescheerung! Warum hat der Kerl an der Kasse das nicht gesagt, als ich mein Billet löste."

* * *

Er: „Die Meinigen quälen mich, Miß Mayford zu heirathen."

Sie: „Du würdest sehr glücklich werden, wenn Du das thätest. Sie ist sehr klug und sehr hübsch."

Er: „Aber ich will weder Verstand noch Schönheit heirathen. Ich will Dich heirathen".

* * *

Ein Engländer und ein Franzose, zwei „berüchtigte" Duellanten, welche ein Duell mit einander auszufechten hatten, trafen zusammen am Billetschalter der Eisenbahnstation, von wo aus sie sich nach dem für das Duell verabredeten Ort begeben wollten. Es entspann sich das folgende Zwiegespräch:

Franzose (hochmüthig): „Rückfahrkarte nach B."

Engländer: „B. — einfach."

Franzose: „Aha! Sie befürchten, Sie werden nicht mehr zurückkommen, ich nehme stets eine Rückfahrkarte.

Engländer: „Ich thue das nie; ich benutze stets die Rückfahrkarte meines gefallenen Gegners."

* * *

Besucher: „Haben Sie jemals im Chor mitgewirkt?"

Prima Donna: „Ja, als der Regisseur uns letzte Woche fragte, ob wir unsere Gage wünschten."

*

Künstler: „Wieviel wollen Sie mir für das Bild geben?"

Händler: „Drei Mark."

Künstler: „Aber die Leinwand kostet ja mehr."

Händler: „Ja, als sie neu war."

*

„Jack, bist Du heute Morgen ohne Erlaubniß zum Fischen gegangen?"

„Papa, wofür erhalte ich die meisten Prügel, wenn ich lüge, oder wenn ich die Wahrheit sage?"

*

„Von unseren neuen Nachbaren halte ich nichts"

„Weshalb nicht?"

„Weil niemand über sie bis jetzt geklascht hat."

Vorsichtig.

„Wohin gehst du?" — „In das neue Lustspiel, das sehr heiter ist. "— „Bezahlst du, begleite ich dich." — „Fällt mir nicht ein." — „Und weshalb nicht?" — „Weil ich nicht wünsche, daß Jemand auf meine Kosten lachen soll." —

*

Besorgt.

Der besorgte Ehemann auf der Hochzeitsreise fragt sein junges Weibchen: „Wie ist dein Platz, mein Engel?" — „Vortrefflich!" — „Zieht es dir auch nicht?" — „Ich empfinde auch nicht den mindesten Zugwind." — Er (nach einigen Minuten): „Tauschen wir die Plätze."

Rotationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt Emil Bommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die Redaktion: Chefredakteur Moritz Schaefer, Wiesbaden.